



Während reife Hirsche im Juli bereits blanke Stangen tragen, sind Jährlingsspieße noch bastumhüllt

Phot. Ingo Czimmeck

AUS FELD UND WALD UND VON DER FISCHWAID

Das Rotwild als Waldverwüster FRANZ MUELLER-DARSS

Unter dieser Parole kann man ständig mehr oder minder lästig hören, was das Rotwild alles macht, daß man von 10 Hirschen 8 totschießen muß oder in schlimmen Fällen von 8 Hirschen 7 und was der Ideologien mehr sind, häufig dargeboten von Leuten, die es sicher gut meinen, aber deren Urteil durch Sachkenntnis wenig getrübt ist. Irgendwie gehört es zum modernen Leben, daß auf der einen Seite die Natur geschützt wird, auf der anderen Seite das Wild dezimiert werden muß, wahrscheinlich, damit es später dann „gerade noch gerettet werden kann“ usw.

Es ist selbstverständlich, daß vor allem jeder Forstmann, dem ein Wald anvertraut ist oder sogar gehört, alles tun wird, um unter Wahrung der vorhandenen Fauna schwere Schäden vom Wald fernzuhalten.

Das Geschrei über die Verdrängung des Laubwaldes, welches sich ja durch die erfreulichen Forstgeschichtskennntnisse verschiedener Forstwissenschaftler als irrig erwiesen hat, weil das Verschwinden des Laub- oder Mischwaldes weniger auf die Hirsche als auf die Wünsche des Herrn Finanzministers nach ertragreichen Wäldern zurückzuführen ist, braucht nicht mehr besonders betont zu werden. Es ist eine ganze Menge Gutes über die Verhinderung von Schäden im Wald geschrieben worden, und wenn ich heute noch einen kleinen Beitrag liefere, so ist der weniger wissenschaftlichen als empirischen Herkommens. Ich habe fast 70 Jahre bewußt mit Rotwild zu tun gehabt. Ich habe die Ansichten hervorragender Forstmänner, die

auch begeisterte Jäger waren, von Jugend an gehört und selbstverständlich, als ich im Jahre 1918 Revierverwalter wurde, mich immer wieder mit dieser Frage befaßt. Es ist naturgemäß, daß bei Konzentration von Rotwild in räumlich beschränkten Örtlichkeiten ganz ekelhafte Schäden entstehen können und entstehen. Mir schien das Problem zu sein, einen nicht mehr natürlichen Wald – Vernichtung von materiell wenig ertragbringenden Weiden und Büschen und kleinen ungenützten Grasflächen – irgendwie zu neutralisieren, d. h. dem Wild auf andere Weise die verlorengegangenen Äsungsquellen neu zu erschließen. Als mit dem Inkrafttreten des Reichsjagdgesetzes erstmalig auch für das von mir verwaltete Revier größere Mittel für Fütterung des Wildes zur Verfügung gestellt wurden, erlebte ich, daß in der Nähe der Fütterungen, die man ja meistens im mittelalten Holz in der Nähe einer Schutz gewährenden Dichtung baute, plötzlich ganz erhebliche Schälschäden auftraten. So sehr wir das Rotwild liebten, wenn solche Dinge wie schlimmes Schälen weitergingen, mußte etwas geschehen. Warum, so fragte ich mich, fängt das Wild, das bis dahin kaum merklich und bestimmt nicht den Wald gefährdend geschält hatte, an, mit dieser Unart so lästig zu werden. Wie ich feststellte, lag dieses Schälen an der Langeweile, die das Wild hatte, wenn es stundenlang in der Dichtung auf das Erscheinen des Futtermeisters an der nahen Fütterung wartete. Das Wild muß ungefähr alle vier Stunden äsen, und wenn es, statt weite Wege im Revier auf der Suche nach Äsung zurückzulegen, viele Stun-

den in der Dickung nahe der Fütterung wartete, wurde es hungrig, hatte Langeweile und begann, sich mit der Spiegelrinde der Kiefern und Fichten zu beschäftigen. Das schmeckte gut und war ja auch überaus bequem. Nachdem ich diese Feststellung gemacht hatte, störte ich bei jeder Gelegenheit das Wild in den Dickungen um die Fütterungen herum. Die Rudel sollten nicht den ganzen Tag oder stundenlang herumstehen, sondern sie sollten, wie sie es gewohnt waren, weite Wege zurücklegen, um in der Heide oder in den Brüchen mit Weichhölzern oder im Beerkraut ihre Äsung zu suchen und nur kurz zur Fütterung zu kommen. Die Störungen, die sogar unter Einsatz von Teckeln gemacht wurden, wirkten sich günstig aus. Das Wild stand nicht an den Fütterungen herum, sondern kam eilig nach Einbrechen der Dunkelheit, nahm das gereichte Futter auf und verschwand schleunigst. Das Schälen wurde weniger oder hörte praktisch auf.

Bei den Überlegungen, wie man dem Wild die durch eine verbesserte Forstwirtschaft verlorengegangene Äsungsmöglichkeit ersetzen könnte, kam ich darauf, in großem Umfang Weidenkulturen anzulegen. Bei einem längeren Besuch im Gatter Schneeberg des Herrn Vogt hatte ich gelernt, daß Weidenlaub, Weidenrinde, sogar Zweige ein außerordentlich wertvolles Futter für die Erhaltung des Rotwildes und auch für die Bildung guter Geweihe äußerst wichtig sind.

Weidenkulturen habe ich dann an geeigneten Plätzen, die meist für forstliche Belange noch dazu unwichtig waren, angelegt, und zwar wurde der Grund und Boden (natürlich feucht — häufig sauer) durch Rabattenherstellung entwässert und die ökologischen Verhältnisse für Weiden denen eines Bachufers angenähert. Man wird natürlich sagen, das ist eine verdammt teure Geschichte, aber wenn ich an die Flächen denke, die ohne solche Vorbereitungen mit Weiden bepflanzt wurden und die Rabattenkulturen daneben sah, dann kann ich nur sagen: es war billig, sogar sehr billig, wenn man Rabatten herstellte.

Um diese zunächst rein wildpflegerische Maßnahme auch forstlich zu nutzen, wurde die Fläche im 10- bis 15-m-Quadratverband mit wertvollen Pappeln bepflanzt. Zwei Jahre nach Anlage einer solchen Fläche, die selbstverständlich eine starke Grunddüngung mit Kalk und Phosphor und einen Gatterzaun erhalten hatte, waren die Weiden drei bis vier Meter hoch und bildeten eine fast undurchdringliche Dickung. Die Pappeln schoben sich auf dem ihnen auch sehr zusagenden Boden mächtig hoch. Nach zwei Jahren wurden die Pappeln mit Weidenruten, die ja handgreiflich nahe wuchsen, eingebunden, damit die Hirsche sie nicht befegten, und nun wurden zwei bis vier Meter breite Tore diagonal geöffnet. Es dauerte nur wenige Tage, und von nun ab gab es keinen sichereren Fundort für die Hirsche als die Weidengatter. Die Weiden wurden buchstäblich „abgefressen“. Wenn das Gatter ein Jahr vollkommen dem Wild zur Verfügung stand, waren meist nur noch anderthalb Meter hohe Stummel einer früher großartigen Dickung vorhanden. Dann wurden die Gatter wieder geschlossen, die Weiden auf den Stock gesetzt und ihnen Zeit gelassen, ein ganzes Jahr ungestört zu wachsen (den Hirschen waren inzwischen andere Weidengatter geöffnet). Nach einem Jahr, spätestens in der Mitte des zweiten Jahres war die Weidendickung wieder komplett, d. h. ein undurchdringliches, bis vier Meter hohes Dickicht.

Wenn man fragt, welche Weiden das denn waren, so muß ich erzählen, wie — auch rein empirisch — die richtige Sorte gefunden wurde. Nachdem ich von verschiedenen Standorten, auch außerhalb meines Reviers, Weidenruten zur Bestimmung an botanische Universitätsinstitute geschickt hatte und von drei Universitäten drei verschiedene Benamungen erhielt, habe ich einen sehr tüchtigen Revierförster nach Ostpreußen in die Elchreviere geschickt und ihm aufgegeben, Weidenruten von Büschen, an denen die Elche geäst hatten, sammeln zu lassen und davon einen Waggon zu uns zu senden. Aus diesem Waggon Weidenruten konnten wir viele Hektar Kulturen bepflanzen und hatten von da an ja eine sichere Quelle schmackhafter Weiden zur Weitervermehrung im Revier. Es kommt nämlich unbedingt darauf an, die richtigen Weiden zu haben, weil, wie ich feststellte, viele, viele Weidenarten nicht vom Wild beäst und geschält werden. Man könnte da also einen großen Heroinfall erleben, wenn man sich nicht nur auf die Praxis son-

dern auf Namen, die botanische Institute verleihen, verläßt. Ich glaube, es gibt in Deutschland über 200 Weidenarten. Also, wer kennt die Völker, nennt die Namen . . .

Selbst in reinen Kiefernrevieren geringer Bonität finden sich bestimmt Senken, häufig mit sauren Gräsern bestanden, aus denen man die prächtigsten Weidenkulturen machen könnte. Ich habe vieles probiert, um dem Wild zu helfen, um die Äsung zu verbessern. Aber das einzige, was mir in meinem Leben so geglückt ist, daß ich richtig froh bin, wenn ich nur dran denke, das sind die Weidenkulturen für Hirsche. Es empfiehlt sich, schon um Gatterlängen zu sparen (1 ha Gatter hat 400 lfm, 4 ha in einem Stück haben etwa 1000 lfm), die Anbauflächen nicht zu klein wählen, wenn genug feuchter Grund vorhanden ist.

Wir haben mal ausgerechnet – leider sind die Zahlen wie vieles verlorengegangen –, welche Äsungsmengen in diesen Weidenflächen erzeugt werden. Es ist erstaunlich, was für eine Nahrungsquelle dem Wild damit geboten wird, und diese Nahrungsquelle ersetzt sehr viele von den früheren in Naturwäldern vorhandenen Futterquellen. Die gleichzeitige Nutzung durch Anbau von Pappeln ist ein kleiner besonderer forstlicher Leckerbissen.

Aber nochmals sei erwähnt: auf keinen Fall ohne Rabattenherstellung einfach in Bruchgelände die Weiden einbringen. Es lohnt dann nicht zu gattern, weil die produzierte Masse zu gering ist, und selbst wenn die Weiden einen relativ guten Boden vorfinden, wachsen sie doch nur sehr langsam.

Wenn man dann nach einigen Jahren mit gutem Wind an solch eine drei bis vier Hektar große Weidenfläche heranpürscht, auch mitten am Tage, dann hört man, wie das Rotwild äst und schält und sogar an den stärkeren Weiden schlägt. Es ist eine wirkliche Freude, denn es ist nicht nur dem Wild in hohem Maße gedient, sondern auch den forstlichen Belangen.

Verbißhölzer für Rot- und Rehwild

Nach der Veröffentlichung des Aufsatzes „Das Rotwild als Waldverwüster“ von Fm. a. D. Franz Mueller-Darß in WuH Nr. 8 vom 9. Juli 1972, S. 191, sind uns eine Reihe von Anfragen nach zu Verbißhölzern geeigneten Weidenarten zugegangen. Dazu baten wir den Verfasser um nachstehende ergänzende Äußerung. *Schriftleitung*

Hinsichtlich der Weidenarten habe ich ja doch dargestellt, daß wegen der Unstimmigkeit bezüglich der Artenbestimmung durch die verschiedenen botanischen Institute, ich mir aus Ostpreußen Weiden von Büschen, an denen die Elche geäst haben, kommen ließ. Die Leute, die ein Revier haben, brauchen nur in ihrem Revier nach den Weiden zu suchen, die das Wild gern annimmt. Auf alle Fälle auch Pappeln, bei denen die Zitterpappel oder Espe (*populus tremula*) in den Lehmrevieren Ostpreußens die Kapitalhirsche ohne künstliche Fütterung heranwachsen ließ.

Das wichtigste ist, daß die Weiden auf erstklassige Rabatten kommen, die mit dem nötigen Kunstdünger versorgt sind. Dann erst wird die Produktion ungeahnter Äsungsmengen erreicht. Die einzubringende Weide braucht ja keine Wurzeln zu haben, sondern es genügt vollständig, wenn Weidenzweige in die Erde gelegt werden und der Kopf herauschaut oder sie schräg mit dem Messer geschnitten und einfach in den vorbereiteten Boden gesteckt werden. Statt eines Fuders mäßigen Heus produziert man so bestimmt zehn Fuder wertvollster Weiden, die ja noch doppelt soviel Protein und Phosphor haben wie gutes Wiesenheu.

Franz Mueller-Darß

Zu: „Verbißhölzer für Rot- und Rehwild“

WuH Nr. 8, Seite 191, und Nr. 13, Seite 508

Bei der Anlage von Wildverbißhölzern (Strauchgärten in einem nordwestdeutschen Kiefernrevier) sind besonders gut vom Wild die Ulbrich- und auch die Salweide angenommen worden. Erstere ist ein Bastard aus Hanfweide (*Salix viminalis*) und Steinweide (*S. purpurea*), in Baumschulen bevorzugt für den Korbweidenanbau geführt. Die Salweide ist in den meisten Revieren von Natur aus vorhanden, ist weniger anspruchsvoll, reagiert jedoch nicht so auffallend auf Düngung wie die Ulbrichweide.

In dem Buch „Grundlagen der Forstwirtschaft“ (Hannover 1959), führt Christopeit aus, daß die Weidenarten Mandelweide (*S. triandra*), Amerikanerweide (*S. americana*) und Bruchweide (*S. fragilis*) stark unter Wildverbiß leiden. Auch sie müßten daher gut für Strauchgräten geeignet sein.

Verbißhölzer sollten, bis sich die Pflanzen gekräftigt haben, unbedingt gegattert werden.

Dr. Kurt Menzel

Die damals (1934/35) von Ostpreußen eingeflogenen Weiden für die Elche habe ich seinerzeit in kurze Stücke geschnitten und stecken lassen. Vorher wurden sie in einen Graben gelegt, damit sie sich mit Wasser vollsaugen konnten. Leider habe ich den Erfolg nicht mehr erleben können. Viel später, nach 1945, schrieb mir mein in Wiek/Darß lebender Bekannter Blohm, die Weidenkultur sei ein voller Erfolg geworden. Über den Verbiß durch die Elche kann ich leider nichts Näheres aussagen. Wenn ich nicht irre, war die Pflanzung auf Zwischenräume von 50 x 10 bis 15 cm für die Stecklinge angelegt; so kamen auf $\frac{1}{4}$ ha ungefähr 40 000 Stück. Es wäre gut gewesen, zusätzlich noch Pappelstecklinge sowie Erlen zu pflanzen. Als geeignetste und schnellwachsende Pappel ist die Godestorfer Pappel zu nennen, als Weide die „Amerikanerweide“, wie sie in Alaska zu finden ist.

Weidenkulturen sind aber auch von Krankheiten und Schädlingen befallen, die man jedoch mit Hilfe der Fasanen, Hühner, Enten bekämpfen kann. Polen hat dieses in der Oderniederung (Überschwemmungsgebiet von Niederwutzen bis nach Stettin) in den Weidenanpflanzungen (nach 1945) erkannt und genutzt. Die Hauptsache ist, daß die aus Stecklingen gezogenen Weiden im ersten und zweiten Jahr auf Stummel gekürzt werden, damit sich die Wurzeln besser entwickeln und dadurch dann starke Triebe geschoben werden können. Schließlich ist Voraussetzung, daß eine Volldüngung je nach Standort und Bodenfeuchtigkeit gegeben wird. Denken wir an die kapitalen Trophäen von Wapiti, Elch sowie Karibu, die in Kanada und Alaska erbeutet wurden. Erlen, Espen und Weiden sowie Pappeln haben dazu beigetragen, ihren Aufbau zu fördern.

Karl Blankenburg

In Soltin (Pommern) legte ich auf eigenem Grund und Boden Korbweidenkulturen an. Zunächst an zwei Stellen von 1 $\frac{1}{2}$ Morgen. Der Verband der „Korbweidenzüchter Berlin“ beriet mich, und ich bezog drei verschiedene Sorten „Schälweiden“, d. h. sie konnten geschält und dann zu weißer Ware verar-

beitet werden. Als sie gesteckt waren (25 cm lange Stecklinge, davon 15 cm im vorbereiteten Boden), fanden sich Rehe, Hasen und Kaninchen ein und verbissen die im Mai sprossenden kurzen Triebe. Sie hielten die angenommenen Stellen ständig kurz, Triebe bis Handlänge wurden gänzlich verbissen. Von längeren Schößlingen wurde nur der obere Teil angenommen, der Rest verholzte und trieb zum Teil seitlich wieder aus.

Von den drei angebauten Sorten wurde verbissen die „Königsweide“, ein gelbliches einjähriges Gewächs, das 0,40 bis 1,40 m lang wird. Die Stengel sind so schmiegsam, daß man sie um den Unterarm wickeln kann, ohne sie dabei zu brechen. Dann wurde eine zweijährige „Bandstockweide“ ebenfalls stark angenommen. Diese Weide wird um 3,40 m hoch, gespalten verarbeitete man sie zu Bändern. Die Triebe sind erheblich stärker als diejenigen der Königsweide. Das Wild hielt auch in der mit dieser Weidenart begründeten Kultur nur eine Stelle ständig kurz; beide Flächen lagen einen Kilometer auseinander.

Als ich dies sah, legte ich die dritte Weidenkultur mehrere Kilometer entfernt an; auch sie wurde wie beschrieben sofort angenommen und verbissen. Anfang 1934 ließ die Stadt Cammin ein Wiesengelände für eine Badeanstalt mit Sand aufspülen; die feinen Körnchen wurden umhergeweht und behinderten die Badenden. Das umliegende Jagdgelände hatte ich gepachtet. Nach Rücksprache mit dem Bürgermeister steckte ich die zweijährige Bandstockweide als Schutzhecke um die Sandaufspülungsfläche. Auch hier verbissen Rehe, Hasen, Kanin zwei Stellen besonders intensiv und hielten die Weidenschößlinge kurz.

Im Jahre 1935 sollten auf dem Flugplatz Dievenow ebenfalls die Sandaufspülungen befestigt werden. Es wurden größere Flächen Hecken gesteckt, auch dort gab es sofort Verbiß an einigen Stellen. 1933/34 waren bei mir, direkt an der Dievenow, Wiesen aufgespült worden. Die Dämme wurden auf etwa einen Kilometer Länge durch genannte Weiden befestigt; auch hier sofortiger Verbiß an einigen Stellen.

Das Wild wurde stärker und blieb gesund, ein Rehbock von 53 Pfund wurde erlegt, ein noch stärkerer fiel während des Krieges auf glattem Eis wildernden Hunden zum Opfer. Auch Hasen blieben gesund.

Erwähnenswert wäre noch, daß nach dem ersten Weltkrieg von meinem Nachbarn mehrere Morgen mit Fichten für die Weihnachtsbaumgewinnung angepflanzt wurden. Die Flächen lagen ungefähr drei Kilometer auseinander. An den jungen Pflanzen traten sehr starke Verbißschäden auf. Zur Ablenkung legte ich dort Korbweidenkulturen an, und es gab keinen Verbiß mehr an sonstigen Kulturen. Was hier für das Niederwild zutraf, sollte auch für Rotwild (Schältschäden) gelten. Wie bei mir von drei Weidenarten zwei bevorzugt wurden, so wird es sicherlich noch mehrere Arten geben, die das Wild gern annimmt.

W. Zühlke

Wie bei anderer Äsung treffen die Cerviden auch bei Weiden eine Auswahl. So schreibt Kramer (Elchwald 1963), daß der Elch in Ostpreußen weichrindige, schwammig gewachsene Weiden wie Ohr-, Sal-, Asch- und Kriechweide, unter den baumartigen die Knack-, Korb- und Silberweide bevorzugt. Solche mit härterem Holz und glatter, derber Rinde, wie z. B. Purpur-, Kaspische, Hanf- und Lorbeerweide werden ungern oder gar nicht angenommen. Diese Angaben mögen einen Hinweis für die Anlage und Bepflanzung von Strauchgärten oder von offenem Gelände – wo dies möglich ist – geben. F. N.